

Kirche und Pastoral in Veränderung – und die Kirchenmusik?

Das kirchliche Leben in Deutschland ist seit geraumer Zeit ohne Zweifel massiven Veränderungen ausgesetzt. Äußere Faktoren wie sozio-kulturelle Veränderungsdynamiken in der Gesellschaft (Wertewandel, Demografie, geopolitische, wirtschaftliche und technologische Entwicklungen) und innere Bedingungen wie z. B. Reformstau und Fälle von sexualisierter Gewalt und Missbrauch geistlicher Autorität in der Kirche sorgen dafür, dass nicht nur Kirche, sondern auch Glaube und Religion in Deutschland insgesamt von einer grundlegenden Transformation erfasst sind. Dabei lösen sich offensichtlich bisherige Selbstverständlichkeiten und Sozialformen von Kirche auf. Die Zukunft von christlichem Leben in Deutschland bei aktuellem Rückgang von Ressourcen muss neu ausprobiert werden. Das betrifft nicht nur Abläufe und Strukturen, sondern auch innere Bilder (von Kirche und dem, was christliches Leben ausmacht), theologische Inhalte, Haltungen und Kommunikationsweisen. Welche Rolle spielt in diesen Transformationsprozessen zukünftig die Kirchenmusik? Wird es ihr gelingen, sich in die neuen Situationen „einzufädeln“ und neue Resonanzen zu entwickeln und so am Sendungsauftrag der Kirche teilzuhaben, das Evangelium immer neu zur Sprache und zur Darstellung zu bringen?

Mehr als Strukturen ...

Bereits auf einem Studientag 2007 haben die deutschen Bischöfe unter der Überschrift „Mehr als Strukturen...“ über Entwicklungen und Perspektiven einer pastoralen Neuordnung in den Diözesen beraten.¹ Dabei leitete sie auch der Gedanke einer verstärkten Teilhabe vieler im Gottesvolk: „Seelsorge [ist] ... nicht allein Aufgabe der Priester und noch weiter gefasst, nicht allein Aufgabe der hauptberuflich in der Kirche Tätigen, sondern verstärkt Sache möglichst vieler in den Pastoralverbünden und Seelsorgeeinheiten“, formulierte der damalige Vorsitzende, Erzbischof Zollitsch. Damals schon kamen Themen wie Taufberufung und Charismenorientierung, neue Formen von Beteiligung stärker in den Blick. Man wusste um die mobiler werdende Gesellschaft und eine Ausdifferenzierung der Gesellschaft in sozialen Milieus, also eine Vervielfachung der Lebensstile. Die Reaktion war seinerzeit der Vorschlag einer kooperativen Pastoral: Zusammenarbeit von Kirchengemeinden in Pastoralverbünden, Delegation, verbindliche Absprachen, eine bereichernde Kultur des Erfahrungsaustauschs (Teamarbeit). Die Formulierungen von damals lassen aber auch Angst vor der Verwischung des Priesterprofils erahnen, indem die Rolle des Pfarrers als Leiter immer noch betont wird. Von vornherein waren mit

1 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Mehr als Strukturen, Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen, Bonn 2007.

den Strukturprozessen zwei inhaltliche Begründungsstränge verbunden: Einerseits die sozio-kulturelle Transformation mit der Ausdifferenzierung und Vielfalt der Lebensstile in einer immer mobileren Gesellschaft sowie eine stärkere Partizipation der Gläubigen im Rahmen des Gottesvolks als Subjekt der Pastoral. Andererseits werden als Begründung für die Vergrößerung von pastoralen Einheiten immer auch der Mangel an Ressourcen genannt: der Mangel an Gläubigen (durch Demografie und Austritt), der zunehmende Mangel an kirchlichem Personal (v. a. der Priester, mittlerweile aber auch der anderen Berufsgruppen), ein Mangel an Finanzressourcen.

Die Transformationsprozesse haben sich in den vergangenen Jahren deutlich zugespitzt, die Vergrößerung der Einheiten (über Seelsorgeeinheiten oder -verbünde hin zur Fusion zu großen Pfarreien) haben sich in den vergangenen Jahren weiter fortgesetzt. Inhaltlich hinzugekommen sind Begründungsstrukturen wie das Aus-Sich-Herausgehen als Kirche im Rahmen einer „Geh-hin-Pastoral“, verbunden mit Vernetzungen im sozialen Raum (Sozialraumorientierung, Quartiersarbeit etc.).

Die Bischöfe haben mit weiteren Dokumenten wie z. B. „Gemeinsam Kirche sein. Wort der Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral“ (2015) und jüngst mit der Arbeitshilfe „Engagement als Zukunftskraft für Kirche und Gesellschaft“ (2026) diese Zukunftsperspektiven inhaltlich fortgeschrieben und den veränderten

Zeitkontexten angepasst. Besonders weit sind Überlegungen in einigen Kreisen, dass das territoriale Prinzip der Pfarrei insgesamt in die Krise gekommen ist und über neue innovative Gemeindeformen (fresh X), „Erprobungsräume“ und Projekte Vorstöße in ein postparochiales Feld versucht werden.²

Dynamiken des Wandels

Aber schauen wir uns einige Aspekte der Veränderung genauer an: Die Vielfalt der Lebensstile wurde in der 2000er Jahren besonders anhand der Sinus-Milieustudien bearbeitet, dieses Interesse ist mittlerweile ein wenig abgeebbt. Im Jahr 2019 gab im Auftrag der beiden großen Kirchen das Forschungszentrum Generationenverträge (Freiburg) die „Langzeitzeitprojektion 2060“ heraus. Nach dieser wird sich die Mitgliederzahl beider Kirchen bis zu diesem Jahr etwa halbieren. Der Rückgang basiert stärker auf Tauf-, Austritts- und Aufnahmeverhalten als auf demografischen Faktoren. Die (inflationbereinigte) Kaufkraft der Einnahmen aus Kirchensteueraufkommen wird sich nach dieser Studie ebenfalls bis 2060 halbieren. Neuere Untersuchungen zeigen, dass dieser Prozess schneller vonstatten geht als ursprünglich prognostiziert: Das Jahr 2040 ist jetzt ungefähr das neue 2060. Die Priesterweihen und auch die Zahlen hauptberuflicher Mitarbeiter:innen in der Pastoral gehen rapide zurück.

2 Eiffler/Elhaus/Schönemann et. al (Hg.), Postparochiale Kirche. Veränderungsdynamiken in ökumenischer Perspektive, Leipzig 2026.

Hinzu kommt: Die ökumenisch durchgeführte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU 6) hat 2023 bezüglich der Religiosität in Deutschland deutlich gemacht: Es sind eher säkulare Orientierungstypen, die zunehmen. Nur noch 13% der Bevölkerung in Deutschland werden in die Cluster „kirchlich-religiöser Typ“ einsortiert, der größere Anteil von 56 % zeigt sich als Säkulare. Wenn man ursprüngliche und heutige Konfessionszugehörigkeit untersucht, so fällt auf, dass bei einem Austritt aus der eigenen Konfession der Übertritt zu einer anderen Konfession sehr gering ist. Der Austritt mündet in den allermeisten Fällen in die Konfessionslosigkeit. Die Situation in Ostdeutschland, wo eine Mehrheit der Menschen überhaupt nicht mehr religiöse Fragen oder Themen haben (und damit religiös im weitesten Sinne ansprechbar wären), also religiös indifferent sind, weitet sich auf ganz Deutschland aus. Es findet also nicht nur eine Ent-Kirchlichung im Sinne einer Ent-Institutionalisierung statt. Es wäre ein Trugschluss zu glauben, dass Menschen, auch wenn die kirchlich-institutionelle Glaubenspraxis zurückgeht, dafür individuell religiös ansprechbar oder praktizierend wären (Individualisierungsthese). Man kann vielmehr von einer massiven Säkularisierung, also dem Ausdünnen oder Wegtrocknen von religiöser Praxis und Selbstverständnis im Allgemeinen und christlicher Performanz im Besonderen ausgehen. Es ist also nicht so, dass wir derzeit einfach nicht nur den richtigen „Hebel“ oder die richtigen Formulierungen finden, um Menschen religiös

anzusprechen. Nicht einmal massive Reformen z. B. Abschaffung des priesterlichen Zölibats oder Frauenordination, würden wohl „die Menschen bei der Kirche halten“. Wir haben es mit einer massiven Transformation des religiös-weltanschaulichen Systems ins Deutschland zu tun, was auch starke Auswirkungen auf die Kirche hat. Derzeit ist nicht abzusehen, ob diese Bewegung zu einem Ende kommt oder sich gar umkehren sollte.

Der Tübinger Pastoraltheologe Michael Schüßler³ spricht von drei Dispositiven, sozusagen „Betriebssystemen“, von denen die beiden ersten offenbar weniger ziehen: Das *Ewigkeits-Dispositiv* sah Kirche als überzeitliche Heilsanstalt: Die Kirche hat alles, was sie braucht, sie spendet den Menschen die immer gleichen Sakramente, der gelehrte Glaube ist unwandelbar. Die Kirche ist eine *societas perfecta* und braucht sich nicht zu verändern (vgl. 19. Jahrhundert). Das moderne *Geschichts-Dispositiv* (seit den 60ern des 20. Jhd.) geht von Entwicklung, Fortschritt und Beteiligung aus. Es wird von der aufkommenden Gemeindetheologie charakterisiert („Wer mitmacht, erlebt Gemeinde“). Auch dieses Dispositiv ist offenbar in die Jahre gekommen. Schüßler schlägt als aktuelles Dispositiv das *Ereignis-Dispositiv* vor. Gott ereignet sich in der Gegenwart, in dem, was auf uns zukommt. Das bringt es mit sich, dass Gottesgegenwart und die Kommunikation davon grundsätzlich riskant, prinzipiell unsicher, unplanbar und undefinierbar ist. Pastorale Beispiele wären eine Kirchenbank,

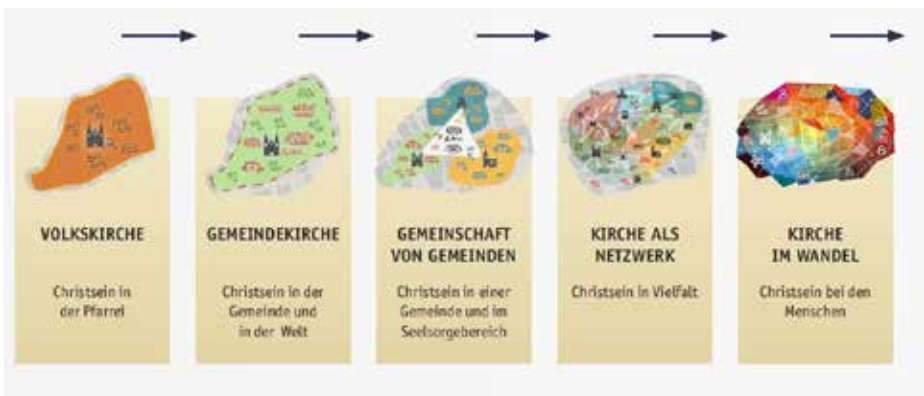
3 Vgl. Schüßler, Michael, Es kommt was ins Rutschen. Eine theologische Reise an die Kippunkte der Gegenwart, Ostfildern 2025.

auf die man sich setzt und abwartet, welche Kommunikation passieren wird. Oder die Kirche St. Maria in Stuttgart, wo eine Kirche für kreative Performances angeboten wird: „Wir haben eine Kirche, Sie haben eine Idee!“ (St. Maria als ...). Vom Ereignis-Dispositiv leben auch die Begegnungen bei Festivalseelsorge, Quartiersarbeit, Notfallseelsorge oder Bahnhofsmision ... Das Problem: Diese drei Dispositive lösen sich historisch nicht nacheinander ab, sondern überlagern sich zeitgleich und sind immer noch handlungsleitend für bestimmte Menschen, was zu großen Diskursen und Konflikten über den Weg der Kirche in die Zukunft führt.

Das Ende der klassischen „Pfarrgemeinde“

Insbesondere die Bilder von klassischer Gemeinde scheinen sehr stark zu sein, obwohl die aktiv Handelnden immer älter und immer weniger werden. Man kann die Fokussierung auf die „Pfarrgemeinde“ seit den 70ern als Nachfolge des „Katholischen Milieus“ (ca. 1880–1960), das sich im Kulturkampf des Bismarck-Staates

als katholische Sonderwelt abschottete, im Sinne einer gewissen Form der Modernisierungsverweigerung deuten. Bestimmte Vorstellungen von Heimat, Familie, Verein mit bestimmten Mitgliedschafts- und Aktivitätserwartungen und die Ästhetik als anzustrebendes Monopol wirken exklusivierend („Kerngemeinde“, konzentrische Kreise: die anderen sind weiter weg vom Zentrum als wir ...). Die Gemeindeftheologie zeigt sich heute mehrheitlich binnenbezogen und exkludierend. Der Würzburger Pastoraltheologe Rolf Zerfuß schrieb mit einem bitteren Unterton zur Krise der Gemeindeftheologie: „Gemeinde ist kein Ort mehr, wo man den Glauben lernt, sondern wo man den Glauben braucht, um es dort auszuhalten.“ Überalterung, Überforderung der immer weniger werdenden Ehrenamtlichen und das krampfhaftes Festhalten an bisherigen binnenkirchlichen Formen des Gottesdienstes, der Katechese, der Gemeindefeste etc. machen „Gemeinde“ für jüngere und „postmoderne“ Menschen wenig attraktiv. Hinzu kommt, dass neue Formen der Beteiligung heutzutage eher als projekthaftes und weniger organisational formatiertes Engagement intendiert



werden. Engagierte wollen nicht die Kirche „erhalten“ oder „retten“, sondern haben eher den Anspruch, dass sie selbst von ihrem Engagement profitieren können. Sie wollen sich selbst persönlich weiterentwickeln, sie erwarten Mitsprache und Entscheidungskompetenzen. Auch aus diesen Gründen ist die Entwicklung einer engagementfreundlichen Kirche⁴, die sich weitet und in den sozialen Raum hinaus öffnet, innerlich verbunden mit dem Gedanken einer synodalen Kirche, in der möglichst viele beteiligt sind und möglichst viele Gaben eingebracht, zum Reifen gebracht und geteilt werden, auch über den Kreis der Mitglieder und der Religiösen hinaus.

Baustellen und Dynamiken

Die aufgezeigte Entwicklung führt in der pastoralen Logik von der „Gemeindeentwicklung“ hin zur „Lokalen Kirchenentwicklung“, indem Kooperation und Arbeitsteilung über den Raum des Binnenkirchlichen hinaus eingegangen werden und neue „Orte“ des Christlichen/des Evangeliums entdeckt und entwickelt werden.⁵ Die Strukturveränderungen in den deutschen Diözesen (Großpfarrei, pastoraler Raum, Pastoralverbund, Seelsorgeeinheit, Gemeinschaft von Gemeinschaften) werden nur dann „Erfolg“ haben, wenn die großen Pfarreien nicht gemeindetheologisch aufgeladen, sondern als Ermöglichungsraum unterschiedlicher lokaler

Gemeinschaftsformen des Christlichen gedacht und gestaltet werden.

Die Pfarrei neuen Typs mit unterschiedlichen lokalen Gemeinschaftsformen in ihr zeigen vielmehr: Glaube und Christsein formatieren sich unter den Rahmenbedingungen der entfalteten Moderne neu. Vielfältige Weisen der Nachfolge Jesu erfordern vielfältige kirchliche Orte und Prozess. Was „Evangelium“ ist, muss immer wieder neu erschlossen und buchstabiert werden. Das Gottesvolk (nicht zu klein definieren!) ist als ganzes „Zeichen und Werkzeug“ für den universalen Heilswillen Gottes für alle Menschen, die daran auch mitwirken können.

Das klassische Territorialprinzip („Pfarrei“) war vielfach auf Kontrolle/Macht und Versorgung/Betreuung, auf Liturgie und amtliches Handeln fokussiert. Die Vorstellung „Der Pfarrer und seine Helfer/-innen“ ist eine heute zu überwindende Ekklesiologie. Jegliche Leitung/Amt, auch das ordinierte Amt, muss sich als dem Ganzen dienend im Sinne einer *servant leadership* zur Ermöglichung und zum *empowerment* erweisen. Neue motivierende und Formen von Leitung werden zukünftig nicht nur durch Ordinierte ausgeübt werden. Die Kirche soll sich zu einem Ermöglichungsraum für die Gaben möglichst Vieler und zu einem Motor und Dach für vielfältiges Engagement im sozialen Raum entwickeln.

4 Vgl. die Arbeitshilfe der deutschen Bischöfe Nr. 350: Engagement als Zukunftskraft für Kirche und Gesellschaft, Bonn 2026.

5 Hofmeister/Schendel/Schönemann (Hg.), Kirche neu denken – Kirche erproben. Auf der Suche nach neuen Formen kirchlichen Lebens, Leipzig 2023.

Räume und Orte des Evangeliums

Dazu ist nötig, anzuerkennen, dass sich Spuren Gottes in jedem Menschen und in dieser Gesellschaft finden lassen. Viel Christliches ist in die Gesellschaft diffundiert, z. B. Menschenwürde und -rechte, Umweltschutz, Gerechtigkeit, Sorge für Arme und Schwache etc. Hier gibt es für eine neue Pastoral Wiedererkennungseffekte und Kooperationsflächen. Für das „System“ Kirche ist das Bezugssystem/Umfeld konstitutiv: Was sagt uns Gott durch die (säkularen) Fragen der Menschen nach Glück und Einsamkeit, Schuld und ihrer Bearbeitung, Heil(ung) und Unheil? Das Evangelium zeigt sich neu und lässt sich neu „buchstabieren“ und erzählen? Der Gedanke der „Pastoralität“ sagt aus, dass das, worum es in der Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi geht, im Adressaten bereits geheimnisvoll angelegt und verborgen ist und hervorgeholt und sichtbar gemacht werden kann. Welche „Storys“ werden heute von den Menschen erzählt, welche Bilder, Symbole, Rituale spielen eine Rolle für das, wie sie sich selbst und die Welt um sich herum verstehen?

Für eine pastorale Strategie einer kleiner werdenden Kirche heißt das: Im sozialen Raum Gastfreundschaft anbieten und selbst bei anderen annehmen, mit anderen und von anderen lernen, wie Glauben geht, der das Leben betrifft, Stadtteilentwicklung und Community-Organizing unterstützen, Sozialraumorientierung und lebensraumorientierte Seelsorge voranbringen, Engagement- und Innovationsförderung strategisch aufbauen.

Digitalität

Was wir im Covid-Shutdown erlebt und reflektiert haben, betrifft nicht nur die technische Seite von Digitalisierung, sondern stellt sich als Veränderungsprozess in der Gesellschaft insgesamt dar, der schon seit Längerem abläuft: Es zeigt sich eine radikale Dezentralisierung und Polyzentristik. Zentraler Überblick oder gar Steuerung sind eigentlich nicht mehr möglich. Man muss vielmehr Vertrauen wagen in unterschiedliche dezentrale Akteur:innen. Mit diesem Verlust einer Zentralperspektive und Koordinierungsfunktion (top-down) findet eine Umformatierung der Kirche durch die „Prosumenten“ (Prosumenten: Konsumenten werden zu Produzenten) statt. Eine herkömmliche Denkweise von „Sender und Empfänger“ (Subjekt und Objekt) der Kommunikation ist im Zeitalter der Social media obsolet geworden. Kirche braucht zudem mehr Aufmerksamkeit für die „Kasualienfrommen“, also die frommen Kirchenfernen, die man gemeinhin gerne als „U-Boot-Christen“ oder „Taufscheinchristen“ abqualifiziert. Das Konzept der „Leutetheologie“ zeigt, dass Glaube „am Rande der kirchlichen Dogmatik“ zunehmend wichtiger wird. Hinzu kommt: Defizite in theologischer, kommunikativer und ästhetischer Hinsicht innerhalb der Kirche brauchen Bearbeitung (Qualität, Missbrauch geistlicher Autorität, ...). Die Kirche als ganze und ihre bisher zentralen Akteur:innen erleben einen Verlust von Monopol, Kontrolle und Deutungshoheit. Digitalisierung führt zu einer Entgrenzung von Raum und Zeit, die auch die kirchliche Performanz nicht unbeeinflusst lässt.

Optimierung/Innovation und Transformation

Wie kann man mit diesen Veränderungsdynamiken umgehen? Viele pastorale Player reagieren mit Organisationsentwicklung (besser und diverser werden! Angebote optimieren! neue Zielgruppen ansprechen! etc.), pastoraler Innovation (neue Gemeinschaftsformen wie Erprobungsräume, neue pastorale „Produkte“, z. B. mit Unterstützung durch Bistums-Innovation-Fonds oder strategischer Innovationsförderung), Verbesserung der Qualität pastoraler Angebote, mit verstärktem Marketing und Public Relation. Andere setzen auf Reformen und erhoffen sich von dorthin ein *aggiornamento* der Kirche (z. B. die Themen des Synodalen Wegs: Macht und Gewaltenteilung, Frauen in Diensten und Ämtern, Sexualmoral und Partnerschaft, priesterliche Lebensform). Wieder andere setzen auf Neuevangelisierung mit dem Fokus, „die Menschen zu missionarischen Jüngern zu machen und (wieder) zu Christus zu führen“, um zu einer charismatisch erneuerten, dann aber doch sehr traditionellen Kirchengestalt zurückzukommen.

Diese Optionen sind alle wichtig und richtig, jedoch sind Zweifel angebracht, ob mit solchen Strategien allein die genannten Veränderungsfaktoren bearbeitet werden können. Vieles spricht dafür, dass dies tatsächlich eine massive Transformation ist, die der Kirche zugemutet wird, um sich ganz neu auf das Evangelium Jesu Christi zu beziehen, dieses zusammen mit den Menschen guten Willens neu zu entdecken, neu zu formulieren. Dann wird Kirche von ganz alleine, wenn sie sich

dieser Entwicklung nicht verschließt, neue Prozesse in Gang bringen, neue Gemeinschaftsformen generieren, neue Formen der Glaubenskommunikation und des Miteinander einüben. Die große Hoffnung ist, dass die strukturellen Reformen (z. B. Pfarrefusionen) nicht nur „Kosmetik“ sind. Oder verzweifelte Versuche, das herkömmliche „System“ mit weniger Ressourcen irgendwie doch noch am Leben zu erhalten. Sondern dass tatsächlich neue Sozialgestalt/en, neue Beziehungen, neue Kooperationen und neue Relevanzen des Evangeliums entstehen. Jedenfalls ist mit diesen Transformationsprozessen auch ein Verteilungskampf um Ressourcen verbunden: Ist die pfarrgemeindliche Struktur immer noch das Maß aller Dinge, wohin immer noch der Hauptanteil an Personal-, Finanz- und Immobilienressourcen hineingegeben werden? Wieviel Ressource erhält das Ausprobieren von Neuem? Gleichzeitig muss man sich fragen: Auf wie vielen Frequenzen kann und will man angesichts einer kleiner werdenden Kirche „senden“? Werden Strukturveränderungen tatsächlich aus dem Grund und mit dem Ziel größerer Vielfalt, der Kontextualität und Dezentralität der Orte des Christseins und größerer Verantwortung der Gläubigen gestaltet?

Ein Beispiel: Neue Dienste, mit denen freiwillig Engagierte beauftragt werden (Leitung von Wort-Gottes-Feiern, Begräbnis- und Taufspendung durch Laien, neue gemeinschaftliche Leitungsmodelle von Gemeinden, kirchlichen Orten und auch Pfarreien ...) sind ambivalent: Sie können einerseits eine Stützung und Stabilisierung des bestehenden priesterlich oder hauptberuflich organisierten

hierarchischen „Systems“ von Liturgie, Sakramenten, „spendung“ und Gemeinde bewirken und bestimmte tatsächliche Veränderungsprozesse so lange als möglich verhindern. Ähnliches wird man im Blick auf den andauernden Einsatz von (euphemistisch so genannten) „Priestern der Weltkirche“ oder priesterlichen Ruheständlern als Lückenstopfern sagen können. Oder ergibt sich aus neuen Diensten und Beauftragungen tatsächlich eine neue Weite kirchlicher Teilhabe, die auch marginalisierte und diskriminierte Gruppen erfasst und in inklusiver Weise Betroffene zu Beteiligten macht? Das Dokument „Engagement als Zukunftskraft“ der deutschen Bischöfe jedenfalls votiert für eine Kirche, die ihre ureigene Bestimmung findet, indem sie sich hinausbegibt, um mit den Menschen im lokalen sozialen Raum und weltweit (planetarisch z. B. beim Klimawandel oder geopolitischen Migrationsbewegungen) das Leben für möglichst viele Menschen besser zu machen und mit maximaler Beteiligung und im Austausch der vielfältigen Gaben neue Bezüge für das Evangelium zu entdecken.

Strukturreformen (hoffentlich) im Dienst einer neuen Kirchengestalt

Eigentlich fast alle Bistümer vollziehen inhaltliche und Strukturprozesse, um große pastorale Einheiten (Pfarreien) zu generieren. Damit kann jedoch nicht mehr der Gedanke einer flächenmäßigen Betreuung oder Versorgung von Gläubigen durch Hauptberufliche aufrechterhalten werden. Wenn es gut kommt, dann sind Pastoralkonzeptionen Ausgangspunkt für die Gestaltung von „Orten“ von Kirche, die jenseits der Logik von Territorialem

und Kategorialem liegen. So nimmt das Bistum Aachen bspw. drei Gruppen von Adressaten in den Blick: a) Menschen, die den Glauben aktiv leben wollen, b) Menschen, die kirchliche Dienstleistungen nutzen wollen, c) Menschen, die sich in ihrer Sinnsuche unterstützen lassen wollen. Jede dieser Gruppen hat ein legitimes Anrecht auf kirchliche Angebote und Ressourcen, es wird aber nicht mehr davon ausgegangen, dass man alle Menschen in die erste Gruppe „hineinbekommen“ möchte.

Die Struktur- und Inhaltsveränderungen haben massive Auswirkungen auf die Gestaltung der Pastoral. Es gibt zukünftig immer mehr ehrenamtliche Leitungsteams auf Gemeinde- und Pfarreebene. In den großen Pfarreien wird mit großen Pastoralteams gearbeitet, wobei neben theologischen und pastoralen (Basis-) Qualifikationen zusehends die Diversifizierung und Interdisziplinarität im Personalmix durch Einsatz von z. B. (Sozial-)Pädagog:innen, Verwaltungsleiter:innen, Kirchenmusiker:innen etc. wächst. In einigen Bistümern wird bereits über „überpfarreilichen Personaleinsatz“ nachgedacht. Alternative Leitungsmodelle der Pfarrei nach can. 517,1 und 2 und can. 129,2 CIC (Leitung durch mehrere Priester *in solidum*, Pfarrbeauftragte (Diakon oder Laie) oder Leitungsteam, Priester als Moderator, nicht als Pfarrer) können gut laufen, führen aber auch zu manchen Rollen- und Identitätsproblemen v. a. nichtleitender Priester und Ständiger Diakone. Der Personalmangel in der Pastoral führt zu Überlegungen zum Quereinstieg von pastoralem Personal mit veränderten Ausbildungs- und Berufsbildern.

Und die Kirchenmusik im Dschungel der Strukturreformen und der pastoralen Transformation ...?

„To live is to change, and to be perfect is to have changed often – Leben heißt sich verändern, und perfekt zu sein heißt, sich oft verändert zu haben.“ (John Henry Newman)

Wer hier tiefer einsteigen möchte, sei auf die Begleitforschung der Evangelischen Landeskirche in Mitteldeutschland zur KMU mit dem Titel „Sozioreligiöse Relevanz der Kirchenmusik“⁶ verwiesen. Kirchenmusik wird hier untersucht unter den Aspekten als Relevanzfaktor (Teilnahme an kirchenmusikalischen Veranstaltungen), als Partizipationsfaktor (eigenes Engagement in der Kirchenmusik) sowie als sozialräumlicher Faktor (Kooperationen der Kirchenmusik mit zivilgesellschaftlichen und kommunalen Akteuren). Der Kirchenmusik wird hier unter bestimmten Voraussetzungen eine gute Zukunft prognostiziert.

Für den katholischen Bereich kann man folgende Anknüpfungspunkte nennen: Sicherlich wird sich die Art und Weise, der Zeitansatz, die Organisation und Beteiligung und die Quantität der Liturgien verändern: Eucharistiefeier wird seltener und eher an zentralen Orten gefeiert werden. Nicht-eucharistische Gottesdienste (z. B. Wort-Gottes-Feier, Tagzeitenliturgie, Andachten, Kasualien- und Sakramentenfeiern, Impulse, kreative Gottesdienste, Stationsgottesdienste)

an unterschiedlichen Orten werden zunehmen. Kirchenmusikalische Akteur:innen werden die Vielfalt der Genres für die Liturgie „bedienen“ müssen (Gregorianik, Reformatorisches Lied, Messkompositionen, Romantik, Taizé, NGL, Lobpreis etc.). Die zentrale Funktion der Orgel als Begleitinstrument für den gottesdienstlichen Gesang wird wohl durch alternative Instrumente erweitert werden, je nachdem, wer ein solches auch spielen kann. Der „klassische“ Kirchenchor der lokalen Gemeinde scheint mittelfristig auszusterben. Der gut geführte Oratorienchor/Kantorei jedoch hat immer wieder Zuwachs, mag es mit der Qualität, mit der Literatur, der Gemeinschaftserfahrung oder mit der offen-diversen Grundausrichtung der Akteur:innen zusammenhängen. Es macht sicher Sinn, Kirchenmusik an einer Zentralkirche professionell zu verdichten. Dazu gehört dann auch eine Vielfalt musikalischer Mitmach-Angebote (Gesang, divers-instrumental), auch musikalischer Unterricht. Die Kirchenmusik sollte sich in Kooperationen immer stärker als Teil des kulturellen Angebots der Stadt im Zusammenspiel auch mit „säkularen“ Partnern wie Musikschule, Theater, Museen und anderen Bildungseinrichtungen begreifen und inszenieren. Dies wird für die Kirchenmusik eine Erlebnisqualität benötigen, deren Professionalität nicht nur auf einer musikalischen Ebene liegt, sondern auch pädagogisch, gemeinschaftsbildend, Persönlichkeit formierend und marketingbezogen ist. Es ist hilfreich, wenn die Kirchenmusik nicht nur zentrale Angebote macht, sondern sich

6 https://kirchenmusik-sachsen.de/wp-content/uploads/2024/02/Sozioreligioese-Relevanz-von-Kirchenmusik-Studie-2024-midi_online.pdf

auch an ausgewählten dezentralen kirchlichen Orten einfädelt (z. B. KiTa, Krankenhaus, Schulen, Obdachloseneinrichtung etc.). Dazu braucht es beim Personal Kommunikationsgabe, Gespür für kreative Bedarfe und die Fähigkeit zur Zusammenarbeit. Die Partizipation der Kirchenmusik bei kommunalen Events sollte verstärkt werden. Es wäre auch möglich, Musik als gesundheitsbezogene Prävention zu qualifizieren, indem man mit Logopäden und lokalen Krankenkassen Partnerschaften eingeht oder entsprechende Events mitgestaltet (Gesundheitsmesse etc.). In jedem Falle: Falls eine solche noch vorhanden ist, sollte man die ausschließliche Fixierung auf liturgische Gestaltung von

Gottesdiensten überwinden, sich thematisch breiter und sozialräumlicher aufstellen und damit Kirchenmusik als pastorale, verkündigende und gemeinschaftsbildende Ressource profilieren. Daher ist der/die Kirchenmusiker:in auch ein:e ernstzunehmende:r Kolleg:in im Pfarrei- bzw. Pastoralteam und Teil des pastoralen Gesamtkonzepts der Pfarrei.

Kirchenmusik hat m. E. hohe Potenziale für eine neue Weise der Verkündigung des Evangeliums und damit an der ureigenen Sendung der Kirche, denn: „Musik drückt das aus, was nicht gesagt werden kann, und worüber zu schweigen unmöglich ist“ (Victor Hugo).

Dr. Hubertus Schönemann

Dr. Hubertus Schönemann ist Theologe und leitet die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz in Erfurt.

Er studierte Kath. Theologie in Freiburg, Rom und Jerusalem und war anschließend als Pastoralreferent im Bistum Hildesheim in Hamburg, Goslar und Braunschweig (Hochschuleelsorge) tätig.

Im Studium legte er das kirchenmusikalische C-Examen ab und war langjährig als ehrenamtlicher Kirchenmusiker aktiv.

Der Text ist die verschriftliche Fassung eines Vortrages bei der Arbeitsgemeinschaft der Ämter und Referate für Kirchenmusik der Diözesen Deutschlands (AGÄR) am 23.2.2026 in Würzburg.

www.kamp-erfurt.de

Grafik Seite 4: Alfred Lohmann, Erzbistum Köln

Wir danken für die freundliche Abdruckgenehmigung.